Umfang acht Seiten

Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN AUGUST 1911 NUMMER 74



Chantant Zeichnung von Emil Nolde

Zeitgeschichten

Der Sänger mit dem Kronprinz

Herr Regierungsrat Zache hat ein Buch erscheinen lassen: Mit dem Kronprinzen durch Indien. Ich habe es nicht gelesen, werde es auch nicht tun. Was aber der Hauptmann Dannhauer vom Lokal-Anzeiger darüber zu berichten weiss, das muss man gelesen haben. Umsomehr, als ausgiebig „eingestreute“ Zitate aus dem Buch des Sängers Zache das Werk selbst entbehrlich machen.

„In geistvollem Feuilletonstil bringt er das, was er während der Kronprinzenreise gesehen und miterlebt hat, zu Papier; dabei weiss er auch die oft nicht zu umgehenden Reisemiseren mit köstlichem Humor in eine amüsante Beleuchtung zu rücken. .“ Der Regierungsrat Zache, sagt der Hauptmann Dannhauer, ist ein Mann von vielseitiger Bildung und verfügt über einen reichen Schatz allerdings nur wertvoller Erfahrungen. Man braucht sich daher nicht zu wundern, dass Herr Sänger Zache „zu den Problemen verschiedenster Art mit treffenden eigenen Urteilen Stellung nimmt. Andererseits. . . . .“ Andererseits verfügt der Autor über eine schöne Sprache. Er benutzt sie nach Mitteilung des Herrn Dannhauer dazu, „Schilderungen beim Anblick zuvor noch nie gesehener Herrlichkeiten im Wunderlande Indien bis zu stimmungsvoller Poesie zu steigern. Mit männlicher Kraft greift da der Dichter in die Seiten. So bei dem zauberhaften Anblick des Sonnenaufgangs im sagenumwobenen Himalaja. . .“ Indien hat dem Regierungsrat die harten Töne beigebracht. Der Sonnenaufgang wird sogar schon in der sagenumwobenen Mark Brandenburg stimmungsvoll empfunden. Wie zauberhaft muss da erst die Poesie im Himalaja ausfallen. Aber „noch stärker begeistert“ wurde Herr Zache, als er den herrlichen Grabtempel aus blendend, wirklich blendend weissem Marmor des grossen Mogulkaisers Djihan erblickte. Dieser Grabtempel, man sollte es nicht für möglich halten, erhebt sich in einem friedenatmenden immergrünen Park. Der Friede wurde zwar durch zahlreiche Pilger häufig gestört.

„Doch gelang es unseres Wissens bisher noch niemand, die *hier gewonnenen* Eindrücke zu bringen, wie das der Verfasser in den seinem Buche *einverleibten stimmungsvollen* Versen tat, die er in nachstehender Schlussstrophe ausklingen lässt:

„Schlaf deinen Schlaf in der Zypressen
Frieden!
Im *Rosendufte* finde deine *Ruh!*
Träum deinen Marmortraum! Kein Weib
hienieden,
Mumtas Mahall, ward *je* geliebt wie du.“

Wen diese Eindrücke nicht für Indien gewinnen, soll sich dort gleich begraben lassen. Der Zache dichtet, und der Marmor schweigt.

Der Herr Wovon man spricht

Er meldet Neues aus Paris, wovon man spricht. Pariser Künstler wollen Damenschneider werden. Der Herr vom Lokal-Anzeiger empfiehlt den Firmen Paquin und Worth sich ihrerseits der Malerei und Bildhauerei zu widmen.

„Auch sie empfinden ihrerseits diese Künste als reformbedürftig.

„Sie sind mit den Erzeugnissen der „Expressionisten“, wie man sie zeitweilig ja auch in Berlin zu sehen bekommt, vom ästhetischen Standpunkt unzufrieden und haben sich vorgenommen, eine bildende Kunst zu schaffen, in der man die dargestellten Gegenstände wenigstens halbwegs erkennen kann. Man kann gespannt sein, was die Kunstschneider und die Schneiderkünstler der staunenden Mitwelt bescheren werden.“

Wenn diese witzigen Bemerkungen den Expressionisten nichts schaden, werden sie sogar die Kunstkritiken des Lokal-Anzeigers überleben.

Um Verbreitung wird gebeten

Sehr ernste Warnung!

Entleiben Sie sich niemals, unter keinen Umständen! Nur der Dummkopf glaubt, dass er nach dem scheinbaren Erschiessen, Hängen usw. tot sei.

Der Aufgeklärte, Kluge, Vorsichtige weiss längst, dass man sich überhaupt nicht tot machen kann. Nur die Hülle ist tot. Dies gilt auch für die, welche im Kriege fallen; sie sind nicht tot, und können es nicht sein, weil ein Tod den Naturgesetzen zuwider ist. Was inwendig steckt, der Geist, der Dirigent, der Befehlshaber, der Herr und Bewohner des Gehäuses, muss bewusst (ganz real) weiter leben. Er nimmt alle guten und bösen Eigenschaften, die er sich im Erdenleben erworben hat, und alle Erinnerungen von Jugend auf mit hinüber ins ewige Leben. Dort wird er gefragt, was er *getan*, was er gelernt, wie er sein Erdenleben genützt hat.

Wer seine Hülle, sein Gehäuse selbst tötet, muss für seine schlimme und feige Tat *sofort eine angst- und qualvolle Jenseitsleidenszeit* antreten, die das Erdenleid tausendfach verschärft, und die Hunderte von Jahren dauern kann.

Ein Menschenfreund

Diese äusserst ernste Warnung wird in Bad Schandau durch Tausende von Zetteln mit der Bitte um Verbreitung verbreitet. Man hat das längst gewusst: Menschenfreunde sind überhaupt nicht tot zu machen.

Der Saalbesitzer als Erzieher

In den öffentlichen Tanzlokalen Berlins wird zu unschön und zu unanständig getanzt. Der Verein der Berliner Saalbesitzer ist dagegen und tut das einzig richtige: er ruft eine Protestversammlung ein. Die Saalbesitzer sind durchaus entrüstet. Besonders über das „schöne Geschlecht, das in Sommerlokalen durch Beugen und Schieben nicht nur hässlich und ungraziös, sondern auch im höchsten Grade unanständig wirkt“. Da der Verein sich durch „Selbsthilfe“ nicht mehr zu helfen weiss, wendet er sich in seiner Not verzweiflungsvoll an die Polizei. Die Polizei soll das Beugen und Schieben verbieten. Schliesslich will der Saalbesitzer doch für das Geld seines Publikums wenigstens etwas anständiges und graziöses zu sehen bekommen. Man ist doch schliesslich nicht zum Verdienen Saalbesitzer. Das „schöne Geschlecht“ könnte doch allmählich auch wissen, dass die Kunst kein Vergnügen ist. Welch Glück, das die „Männerwelt“ das Beugen und Schieben nicht auch noch auf den *Tanz* ausdehnt. Vielleicht, weil sonst schon genug gebeugt und geschoben wird. Die Polizei wird den Saalbesitzern beispringen, die „zulässigen *Bewegungen* festlegen.“ Bei Widerstand wird einfach geschossen. Für Trommeln und Pfeifen sorgen die Herrrn Saalbesitzer und der heilige Krieg fü die Sittlichkeit kann mit allen Apparaten losgehen.

Die Hitze

Auch der Königin Elisabeth von Rumä nien war es zu heiss. Sie äusserte ihre Ansich hierüber „einem anwesenden Mitarbeiter des Bu karester Tageblatts“. Der Mitarbeiter war so ent zückt, dass er die Königin bat, einen Aufsatz über „Todesfälle infolge Hitze“ zu schreiben. Di Königin von Rumänien, die als Carmen Sylv durch ihre Dichtungen schon manches Buka rester und Berliner Herz entzückte, gab diesem Ansinnen nach und schon ist die B. Z. am Mittag „in der Lage“, einen königlichen Beitrag zu veröffentlichen. Die Königin empfiehlt, be der Hitze von Obst und Wasser zu leben und vor allem keinen Alkohol zu trinken. Si schliesst ihre „bemerkenswerten“ Ausführungen also:

„Kaffee ohne Zucker ist auch sehr gut, mi Eis darin und ganz schwach. Auf Wohl geschmack nach deutschen Begriffen muss man in solcher Zeit verzichten, und man wird ge sund bleiben und durchaus nicht sterben. Kal ter Kaffee ist ein grosses Gut bei der Hitze nur nicht stark, sondern mit irgendeinem sprudelnden Gewässer und Eis verdünnt. Bit te, beachtet, was ich sage. Denn ich spreche aus vierzigjähriger *Erfahrung* und habe *einen Band Rheinweinlieder geschrieben*, woraus man ersehen kann dass ich meine *deutschen Gefühle* nicht verloren oder vergessen, sondern nu beobachtet und studiert und *Schlüsse gezogen* habe. In allen Ausschankstätten soll te man kalten Kaffee und kalten Tee servie ren, aber *beileibe* nicht kalte Milch. Di *kann augenblicklich Tod herbeiführen, was ich auch erlebt habe.*

Der letale Ausgang ist hoffentlich nur ei Uebersetzungsfehler. Ich ziehe Eiskaffee auch dem Rheinwein vor. Aber lieber Rheinwein fass weise, als Rheinwein-Lieder bandweise. Die sind bei keiner Temperatur zu vertragen.

Bezw.

„Ein Freund unseres Blattes“ beklagt sich in der B. Z. am Mittag über die Berliner Fried hofsverhältnisse, die dringend „Abhilfe erhei schen“. Nur der Kirchhof in der Bergstrass entwickelt sich. „Inmitten herrlicher parkähnliche Anlagen mit altem Baumbestand sind die Be gräbnisstätten belegen, in lauschigen Gebüschen stehen Vogelschutzhäuschen, in den Alleen laden gediegene, weisse Ruhebänke ein, über das vergängliche Diesseits nachzudenken. Ueberal ideale und praktische Zwecke miteinander ver bunden.“ Das Ideale sind die Ruhebänke und das Praktische das Nachdenken über das ver gängliche Diesseits. Aber der Freund unseres Blattes ist mit den praktischen Zwecken ohn den idealen, wie man will, noch nicht ganz ein verstanden. „Ein besonders *wunder* Punk ist die Anlegung bezw. Nichtanlegung von Toi letten auf den Friedhöfen. *Meistens* sind *sie garnicht vorhanden.* Auch in dieser Be ziehung ist der Sophienkirchhof mustergültig Er wird es aber noch mehr werden, wenn das alte baufällige Verwaltungsgebäude durch ei neues ersetzt und der *angrenzende* Eingan mit einem dem herrlichen Garten *entsprechenden* Portal versehen sein wird.“ Sowe man verstehen kann, wird der bezw. Nicht anlegung von Toiletten, soweit sie garnicht vor handen sind, durch ein entsprechendes Porta

geholfen werden, sodass der wunde Punkt aigstens durch den angrenzenden Eingang stergültig wird. Der Freund fordert die an- en Gemeinden auf, sich von dieser bezw. An- genheit einmal durch Massenbesuch zu über- gen „und sie werden erkennen, wie wohl- ıd es ist, wenn auf diesen Stätten der Ru- seitens der Verwaltung gehörig gearbei- t wird.“ So könnte wieder einmal seitens r Verwaltung die Bedürfnisfrage gelöst wer- .

Trust

)ie Lehrprobe des Iannes

n Richard Fuchs

Das Scheinvolle der Frau ist noch vor der iönheit ihres Körpers die Seele des Geschlechts.

Als kleinste Wesen gehen wir zuerst den men Weg des Weibes, als Knaben möch- wir die Ehre gern verleugnen, während wir nner wieder die Gelegenheit allein benutzen llen.

Es liegt der Kultur daran, die Verlegen- en der Menschen zu vermindern. So macht aus einem sparsamen Prinzip der Entwick- g eine undurchdringliche Laune, um zwei nschen von unmöglichen Lasten zu befreien.

Das Weiblichste hatte in seiner unausgespro- nen Tiefe die Unbewusstheit vornehmer cht. Die Frauenbewegung, die darauf aus- g, ihm die treulose Oeffentlichkeit zu erzwin- , war der normalste Unverstand, der je dem ssenhass der Männer nachgeahmt sein mag. gen den Trieb der Massen sind Anstands- ksichten nicht angebracht. Die organische lt bewahrt das Seltne in der Minderheit. Wenn uenköpfe die Geistlosigkeit der Männer noch mehren, müssen unter der preziösen Fachsim- ei die Lebenskräfte leiden.

Es wird für die Männer selbst nötig sein, ı Begriff des Geistes von ihrer eignen Ge- lechtsvorstellung zu trennen und mit mehr Be- eidenheit von den Tatsachen unserer Lebens- el Kenntnis zu nehmen.

Die Frau, deren Leibesschmuck der Mann pfängt, ist von Anfang bis Ende die Einge- ihte, nicht nur als Versprecherin unseres ückes, sondern auch als erste Ursache aller npfindungen für und gegen sie. Denn die au erregt zu unserem oft ungenutzten Vorteil ständig Liebe und Eifersucht nicht anders als ıneigung und Verachtung in uns.

Der Mann besitzt selten die Frau, die er ıig liebt. Die Frau braucht den Mann ganz, er er ist ihr gleichgültiger.

Darum wird der Mann eher ohne Frau sein die Frau ohne Mann.

Die Frau unterliegt ohne Schmerzen: die erlegne Bildung ihrer Glieder kommt lächelnd em Dank zu Hilfe.

Der Mann wird mitunter seinen Standpunkt ben müssen, aber die Frau ist immer in ihrer türlichsten Lage, so vielmal sich ihr Schön- itsort verlegen kann.

Das Rätsel der Frau ist die Erscheinung ier Seele in einem unbewussten Körper, und veränderte Seele der Frau ist das neue Le- ı ihres Körpers.

Die Frau geniesst das grössere Mysterium.

Wenn der Mann am Ende seiner Kraft ist, ahnt erst die Frau die Möglichkeit ihres Genusses.

Der Mann, der die Frau geniesst, erfährt sein Glück nur durch das ihrige.

Wir glaubten, dass Wollust das Ziel der Männlichkeit wäre, aber sie gehört sogar in höherem Grade zum Eigentum der Frau als ihr Genuss des Partners.

Es gibt auch für den Mann eine Stufe der Entwicklung, wenn er einsehen lernt, dass er auf die Geschlechtsfreiheit der Frau eifersüchtiger bedacht sein muss als auf die seinige.

Dass die Frau in der Umarmung des Mannes die Naturgegensätze unmittelbar geniesst, ist derselbe Vorzug, der auch ihren schnelleren Verstand und ihr reizbares Gewissen entwickelt hat. Der Mann glaubt die Frau zu überraschen, aber der Weg des Mannes ist schon körperlich in der Frau.

Die Aufnahmefähigkeit der Frau, welche dringender als die Hingebungskraft des Mannes ist, lässt sie nahezu ungehemmt den Mann reizen, während dessen körperliche und geistige Kräfte organisch begrenzt sind.

Das Geschlecht ist die Genialität des Weibes.

Die Artistik bildete den Glauben aus, dass dieses geniale Geschlecht keine inneren Hindernisse zu besiegen habe. Aber das Originalweib hat nicht nur die Unfähigkeit des Mannes, sondern auch dessen höchste Fähigkeiten zu überwinden.

Sein Trieb begehrt den Mann, um sich selbst zu geniessen. Das Bedürfnis des Mannes wäre allein unzureichend, die Frau zu befriedigen. Der Mann muss, um das reife Weib zu erkennen, sich selbst schon überwunden haben.

Das Weib ist das Wesen, das in äusserer Beziehung von jüngster Jugend an frei und glücklich zu nennen ist.

Das männliche Genie, das von gleicher Ursprünglichkeit und unbegrenzter Wirkung zu sein scheint, ist nicht inneren, sondern lediglich äusseren Widerständen ausgesetzt. Der Charakter des Geistes ist freie Innerlichkeit und Abgeschlossenheit gegen sein eignes Geschlecht. Der Stil ist die Einsamkeit des Mannes und des Mannes einzige Schönheit.

Geistlose Unbedingtheit braucht die Täuschung des in seinen Trieben gebundenen Weibes. Der an den Geist gebundene Mann schafft das Ideal der Vollkommenheit des Weibes.

Der Mann trägt allein die Verantwortung für die Nachkommenschaft.

Dass sich die Frau bei jedem Geburtsakt für beide Geschlechter opfert, sieht die Zahl der denkenden Männer nicht als das Wesen des Erdenglückes an.

Man muss sich vor allen kulturschädlichen Uebertreibungen hüten. Der Mann bezahlt nicht einmal, sondern tausendmal für die Erhaltung des physischen Lebens.

Wenn das Geschlecht durch gesetzlichen Kauf zwischen zwei Menschen verschleudert wird, zeigt sich die Lebensenttäuschung zweimal deutlich im Gesicht.

Der unmodernen Ehe fehlen die elastischen Grenzen, die sich hochentwickelte Wesen in erotischer Zucht der Liebe angewöhnen.

In jeder Ehe rächt sich, was vor ihr verheimlicht wurde. Der sichere Besitz, dies ängstliche Gefühl verratner Natur, erfüllt die Phantasie mit Misstrauen. Wer aber immer seine Position im Auge zu behalten hat, verliert den Anreiz zu neuen Rechten der Lust.

Die abwechslungslose Ehe fällt wie eine Krankheit auf Mann und Frau. Durch die Unvollkommenheit, die in aller unbezweifelten Herrschaft liegt, wird sie ins Unorganische hinuntergezogen.

Die Entbehrung sonniger Macht entblättert auch die freie Ehe.

Sie wird unter der Sitte bürgerlich, ja sie verbietet, dass sich eins von ihnen in Abhängigkeit bringe.

Damit ist wieder ein seltner Fall spielerisch verdorben.

Es wäre natürlicher, wenn statt des freien Kindes des Lebens der ewige Mann der Beschämung ausgesetzt würde.

Wenn die Hetäre ein achtbares Besitzrecht am Mann übte, würde sie ein Interesse am Mann haben und die Eigenart und den Takt des Mannes nicht entbehren müssen, die in seinem aufrichtigen Gehorsam münden und die so entschieden zum Genussrecht der Frau gehören. Immer verhindert des Mannes schuftiges Geschäft seine innere Erhebung, dies Zweimal-Geschaffene eines Wesens, das seine Freuden aus einem originaleren Leben schöpft.

Solange die Alleinbesitzende die Privatwirtschaft war, bestand ein Recht des Mannes auf die Frau und die Frau befand sich zu ihm im Verhältnis der glücklichen Sklavin. Sie war das Weib der Erzväter. Sobald wir in Zeiten sozialer Irrungen uns Massenbetrieben nähern, ist der Mann im Joch und die Frau ohne Mann.

Die Frau ist jetzt entweder als Grossarbeiterin abhängiger als vorher oder sie ist als Gut des Kapitalisten freizügig. In keinem Fall besteht eine Gewähr, dass männliche Moral sie nicht für vogelfrei erklären könnte.

Die Bewegung der Kultur vermöchte nicht mittelmässiger fehlzugehn, als wenn auf die Hälfte Sklaverei und die Hälfte Menschenfreiheit nun der ganze Fluch gegenseitiger Abhängigkeit folgte.

Diese Gefahr ist aber durch die glückliche Ungleichheit der Geschlechter von vornherein ausgeschlossen.

Tatsächlich gelangt die Frau durch den Liebesgenuss zur sittlichen Freiheit und der Mann durch denselben Naturweg zur sittlichen Gebundenheit.

Die Welt der Frau braucht nur den Geschlechtsverkehr, um Rasse zu bekommen. Die Unpersönlichsten erzielen diese wesentliche Wirkung tadellos, indem sie den Mann die Stimmung für sie machen lassen.

Der Mann von heute will wohl der Liebesuntertan der Frau, aber kein ehrlicher Geistesuntertan sein. In Wahrheit müsste er sich auch an Geist der Frau unterlegen fühlen.

Denn die Frau lernte in der Zeit ihrer Geschichte reichliche Gründe, um die Liebe zu einer Angriffswaffe zu schleifen.

Es war ein interessanter Gedanke, der in der alten Welt auftauchte, dass alle Frauen einmal geschlechtlicher Freiheit opfern sollten.

Diese Zeremonie hat sich in Europa rasch verweltlicht. Unsere Damen, von Illusionen weniger abhängig als von ihnen gewünscht wird, können sich bereits besser beherrschen als unsere Herren.

Bei der von Natur Begabten kann deshalb nicht von Preisgebung gesprochen werden, weil sie sich hingibt, um anzuziehen oder abzustossen. Dagegen kann die Alltägliche, wenn sie den Mann geschenkt bekommt, was der häufigste Fall ist, für ihre höhere Entsagung füglich Forderungen erheben.

Trotzdem ist jeder Mann prostituiert, der bezahlt hat, ohne den lebendigen Wert des Weibes zu empfinden.

Der Mann lebt von dem Wort der Frau und wer nicht einwilligt, sein Geheimnis von ihr anzunehmen, weicht dem Sinn der Träume und der Sterne aus. Erst wenn das Leben des Weibes in allen Folgen gerechtfertigt ist, kann der Mann vor höchsten, unverkäuflichen Vorzügen Respekt bekommen und das übrigbleibende Kleinleben politisch beherrschen.

Die Frau kann das Phantasiebedürfnis eines schlichten Mannes, der im Geschlecht sein Glück sucht, leichter befriedigen als dieser die Reize der einfachsten Frau. Die einfachste Frau ist noch kompliziert, weil sie dem Leben zu Liebe auch unpersönlichen Gründen gehorcht. Sie glaubt schwerer, die einzige Erlösung gefunden zu haben, als er. Ihm unterscheidet es sich nicht oft so fein notwendig, glücklich zu sein. Es genügt daher, wenn er später als die Frau glücklich ist. — Sein Reden bei der Arbeit ist tödlich wie ihr Gekicher. — Solange eine Frau in der Erscheinung ist, kann der Mann einmal alle Eitelkeit ausschalten.

Ihre Liebe suchen, das tut schon die Frau mit Erfolg. Aber dass sie ihren Geliebten als einen Mann fand, das hat der Mann durch die Vorstellung gestört, dass er wählen müsse und nicht gewählt werden dürfe. Also nur aus Vorsicht glaubt er ein Charakter sein zu müssen, eine volksmässige Willkür!

Die Stimmung des Mannes ist gegenüber der Leistung der Frau Nebensache.

Gewissheit zu bekommen über die Liebe der Frau, ist sogar für beide ein Interesse zweiten Ranges.

Aber was kein Mann ohne geistige Läuterung erfährt, ist das Erlebnis der originalen Frau aus erster Nähe. Diese Erkennung kann dem Mann als Beweis der körperlichen Genugtuung dienen.

Wenn der Mann den Irrsinn des Lebens mit dem bitteren geistigen Geschmack auf der Zunge fühlt — nur ein Weib mit seinen leichten Schr tten kann diesen Abstand der Gedanken gegen die Welt einholen.

Wer also hat mehr Liebe und wer braucht mehr Liebe?

Der Leidenschaft, die ein Wagnis ist, folgt die Frau. Denn tiefe Ursprünglichkeit ist unbewusst.

Die Liebe ist eine Konvention, denn sie ist keine besondere persönliche Begabung, aber sie ist vielleicht die individuellste Lebensform der Verwandtschaft.

Wenn sie am Ende als das Erlebnis selbst darsteht, war sie auch für den Anfang vorauszusetzen.

Wenn aber nicht der Ursinn des Weibes, sondern mitleidige Neugier eine Frau nach dem Geist des Mannes treibt, bewahre er sie vor Unglück und Beschämung. Der Geist des Mannes war ihr von Männern als etwas Lustiges vorgespiegelt und die Kälte des Mannes war von ihr mit Geist verwechselt worden.

Der Mann sollte noch durch persönliche Ueberzeugungen ein Lebensschicksal auf sich nehmen. Das echte Weib hat schon sein Schicksal; die instinktive Lust.

Was aber auch die Mehrzahl der Männer durch ihre kitschige Geschlechtsfreiheit an Verarmung beider Geschlechter verschulden, diejenigen verbreiten durch die Frau Ströme der Energie des Glücks, welche in der Beziehung der Geschlechter aus sinnvoller Phantasie einem starken individuellen Zwang folgen.

Friedrich von Schennis

Der Baron ist eine Schöpfung aus Genie; er ist bereitet aus Himmel und Satan, aus Fegefeuernuancen und gottblau. Mein Bruder nannte ihn den Marquis; ich dachte immer, könnte ich den Marquis sehn. Eines Tages sah ich den Marquis in gepuderter Perücke, in blauem Sammtrock, die Rokokohände zwischen feinen Spitzen, lustwandeln über die Wege von Sanssouci auf seinem Bild in der Nationalgalerie. So überall im Rahmen atmet er mit seinen Farben vermischt; zwischen ocker und bleu liegt er auf seiner Palette. Und aus den Rosen des Parkes steigt sein Duft und die Stirn des Schlosses bescheint seine Andacht. Friedrich von Schennis ist ein Andächtiger. Noch zwischen losen Frauenlippen und seinem wilden Zynismus lauscht er nach Gott. Sein Zynismus schluchzt. Der Baron ist schön, sein Angesicht ist feierlich, immer liegt ein Schleier auf seiner feinen Haut. Die fältet sich schmerzlich dann, wenn sein Auge die Wirklichkeit erblickt, die Wirklichkeit ohne Zeremonie. Ich wundere mich nicht, dass er den Philister hasst, den Sonntags- und Alltagsphilister, noch eindringlicher aber empfinde ich seine Verachtung gegen den freigewordenen Bürgersohn, den Studenten der Kunst. „Die Kunst kann man nicht erlernen, nicht wahr, Herr Baron, Herr Marquis, König aller Könige?“ Ich sitze neben ihm und bin der Prinz von Theben. Und zu seiner Linken versteht ein Arzt des Rausches die unbekümmerten Launen des Barons zu beschwichtigen. Aber der Baron liebt das Gaukelspiel des Herzens. Wir müssen mit ihm Champagner trinken, er will Begleiter zur Vergessenheit haben. Aber ich weiss, der Baron kann nicht vergessen, er kann wohl trunken, doch nicht betrunken werden. Ich vergiesse den schäumenden Luxus, der herrliche Mundschenk zersplittert, mich zu ehren, meinen gläsernen Kelch. Das hätte Friedrich der Grosse auch in seiner Flötenlaune getan; der Baron stammt aus der Zeit der Flötenkonzerte. Er hat kein Alter, er ist wandelbar wie die Zeit, die einmal Lenz und einmal Herbst zum Zeitvertreib ist. Trägt der Marquis nicht seine Perücke wie auf der Schlosslandschaft in der Galerie, so ist sein Haar aschblond, sein Auge ist aus Merveillieuxseide, und seine Hand bewegt sich immer wie zum Holen einer Schönen zum Menuett. Seine Freude und seine Schwermut sind Jünglinge, und darum hasst er den Tod und möchte ihn vergessen im Wein. Sein Esprit erinnert an Voltaire, lauter Blitze, die treffen und Brände werden. Wenn der Mond gegangen ist über den Garten, dann werden wir auch nach Hause gehn, ich will noch über Friedrich von Schennis einen Essay dichten. Seine Bilder sind adlig und blaublütig. Liszt, der Musikpapst, Wagner und der Grossherzog von Weimar sind seine stolzesten Werke und die vielen Liebeslandschaften hängen in Nischen minniglicher Schlösser.

Else Lasker-Schüler

Die Inscenierung

Von William Wauer

Die Darstellung eines Dramas ist eine Auslegung, eine Interpretation, eine Vergewaltigung, wie jede Interpretation und Uebersetzung.

Jedes Kunstwerk ist einfach, einheitlich: so muss es auch das Bühnenkunstwerk, eine „Darstellung“ sein. Und unsere heutigen Theateraufführungen?

Eine künstlerische Darstellung, in der nicht alles innere Notwendigkeit ist, verliert ihre zwingende suggestive Kraft: sie hat die ihr zugehörende organische Form nicht erreicht.

Geht die Darstellung nicht von rein darstellerischen Gesichtspunkten aus, so muss der Wert der Darstellung unter den literarischen des Wortdramas, das aus rein dichterischen Gesichtspunkten entstanden ist, herabsinken.

Heute sinkt jedes Dichtwerk bei seiner Aufführung tief unter seinen literarischen Wert in der Form herab.

Worte sollen in der Darstellung nicht „sagen“ sondern klingen.

Nur der Ausdruck eines Wortes, einer Gebärde, einer Miene spricht unmittelbar zu uns.

Worte können nur bedeutungsvoll sein, ausdrucksvoll ist nur der Tonfall, der Klang, das Mienenspiel, die Gebärde — kurz alles das, was als Form und Inhalt identisch ist, wenn es vollendet erscheint. Soweit nun die Darstellung Ausdruck ist, sind die Worte (Sinnträger) nur Mittel zum Zweck. Deshalb sind die Worte nicht die Hauptsache an einer dramatischen Darstellung, solange sie eine künstlerisch-theatralische und nicht eine literarische sein will. Das Darstellen ist in der Darstellung das Notwendige — der Text ist nur Wegweiser.

Für die Darstellung ist das dramatische Kunstwerk das „Motiv“, nicht der „Endzweck“. Denn ihr Endzweck ist kein dichterischer, sondern ein darstellerischer.

Den Sinn eines Dramas im Einzelnen und im Ganzen sinnfällig zu machen, die logische Form des Dichters in eine sinnenwirksame auflösen: das ist die Aufgabe der Bühnenkunst.

Es ist möglich, Schillers Tell (wie jedes Drama) aufzuführen, ohne ein Wort der Schillerschen Diktion zu bringen: so wenig hat eine Darstellung mit dem rein Literarischen (der Wortgestaltung) zu tun.

Da die Vorstellung also mit dem literarischen Problem nichts zu tun hat, so kann in ihr auch das Wort als Sinnträger nicht die Hauptsache sein, denn das Wort ist der Träger des literarischen Problems. Das Leben im Tonfall, der Klang der Worte gestaltet Affekte, Stimmungen und ist deshalb viel wichtiger als das Wort (der Wortsinn) selbst.

Eine Darstellung muss das Dichtwerk so bringen, als existiere es noch nicht, als entstünde es eben. Schon deshalb darf eine Auffassung einer Rolle nicht hervortreten, oder das Wort herrschen. Denn die Auffassung bezieht sich auf Vorhandenes zurück und das Wort erscheint in jeder Hervorhebung gewollt und künstlich — beides wendet sich an das Verständnis. Das künstlerische Inslebentreten wendet sich an unsere teilnehmenden Sinne.

Das Dichtwerk ist ein Stück durch die Darstellung wiedergegebenes Leben für den Theaterkünstler. Die Darstellung ist die scenische Bewältigung eines Lebensausschnittes, wie ein Bild eine malerische Bewältigung eines Naturausschnittes ist. Wird man deshalb behaupten: die Malerei sei eine reproduzierende Kunst? Warum also die Theaterkunst? Denn es kann keinen Unterschied ausmachen, ob das „Motiv“ schon Kunst ist oder nicht — sonst dürfte der

Maler zum Beispiel auch keine plastische Kunst seinerseits „malerisch“ wiedergeben.

Das Anekdotische hat für die Darstellung keinen anderen Wert als den eines vorgeschriebenen Weges.

Nur der künstlerische Ausdruck des Lebens darf auf der Bühne herrschen. Von dieser Grundforderung aus ist alles zu beurteilen und zu verurteilen, zuzulassen und auszuscheiden, anzuordnen und zu verbieten.

Ein befriedigendes Verhältnis zwischen Inhalt, Mitteln und Darstellung der Dichtung zu schaffen — eine Wesensgleichheit zwischen dichterischem Gehalt sowie schauspielerischer und scenischer Verlebendigung herzustellen, das ist Alles.

Was nicht sinnvoll (also organisch notwendig für das Ganze) auf der Bühne vorhanden ist, darf überhaupt nicht vorhanden sein.

Auch Zeit und Raum müssen in der Darstellung in einem überzeugenden Zusammenhang gebracht werden. Die Zeit (auch das Zeitkunstwerk) ist illusorisch. Der Raum tatsächlich. Die Darstellung überträgt das Illusorische ins Räumliche.

Die Dichtung zerfällt in der Darstellung in tausend Einzelheiten. Deshalb ist die Darstellung ohne einen zweiten Dichter, der das Ganze nochmals in sich organisch als Ganzes zusammenfasst, unmöglich. Dieser zweite Dichter ist der Regisseur.

Eine dramatische Konzeption bedingt durch ihr Zeitmass bereits auch die räumliche Inscenierung.

Die tausend Nichtigkeiten, durch die das vielgestaltige Schaustück: Milieu (Scene) bestimmt wird. haben keine Berechtigung, sich der Darstellung aufzuzwingen, etwa um durch sie in Erscheinung zu treten. Die Darstellung kann sie zulassen oder übergehen. Die Darstellung herrscht allein auf der Bühne und gibt keinem Darstellungsmittel irgend ein selbstständiges Daseinsrecht.

Für die einzelnen Inscenierungselemente gibt es ausserhalb ihres gemeinsamen Lebens kein Experimentieren, kein Entfalten irgendwelcher Virtuosität oder Wirkung um dieser selbst willen.

Der Inhalt eines dramatischen Kunstwerks muss bis in seine tiefsten Tiefen hinein durch die Darstellung, das heisst darstellend „herausgeholt“ werden, Form erhalten. Alles muss auf die Oberfläche des Erscheinens — im Darstellungsmittel. Alles muss ausgedrückt, „Ausdruck“, alles muss anschaulich und anhörlich werden.

In der Aufführung darf nie und nirgends die Geschicklichkeit des Theatermeisters: das Mechanisch-Technische in Erscheinung treten. Man soll lieber Effekte schwächen oder ganz meiden, wenn sie geeignet sind, Mechanisches zu verraten oder auch nur ahnen zu lassen.

Jede Scenerie muss innerlich einfach und selbstverständlich sein, damit sie die Bescheidenheit der Natur erreicht, das ist: die Selbstverständlichkeit.

Jede Form muss Ausdruck haben, als Form ausdrucksvoll sein. Auch die realistische Wiedergabe von plastischen Felsen zum Beispiel, die nichts als echt erscheinen, ist eine darstellerische Sinnlosigkeit, ein störendes Nichts, gehört also nicht in eine künstlerische Formung, da in ihr Bedeutungsloses nicht vorhanden sein darf.

Das Ziel bei Herstellung plastischer, szenischer Versatzstücke ist nicht die naturalistische Täuschung, oder Vortäuschung irgend eines Dinges, sondern eine bedeutungsvolle Formung, die bedeutsame Form zu erreichen.

Auch die Farbe darf keine andere Absicht mehr haben als charakteristisch, das heisst ausdrucksvoll zu färben, farbig zu sein. Sie darf weder Licht noch Schatten sein oder nachahmen wollen, noch nach gegenständlicher Wirkung (etwa als Baum) streben.

Eine organische Verbindung zwischen realen und nur gemalten Dingen ist unmöglich — deshalb sind nur gemalte Dinge überhaupt unmöglich.

Niemals kann die Einheitlichkeit der Darstellung dem Publikum gegenüber durch eine nur illustrierte Ausgestaltung, die „verstanden“ werden will, aufrecht erhalten werden. Das bleiben lauter Einzelheiten mit nur logischem Zusammenhang. Allein die organische Ausgestaltung, das Heraustreiben und Formen von Innen nach dem Prinzip des Ausdrucks kann einheitlich und überzeugend wirken als eine ununterbrochene Kette physischer Vorgänge, die durch den Wechsel in der Erscheinung und Intensität der Ausdrucksformen gemacht wird.

Je intensiver der Ausdruck sein soll, desto mehr muss ihm geopfert werden: alles ihm nicht direkt Dienende schwächt ihn.

Eine moderne Inszenierung muss die Entwicklung des Auges und Ohres des heutigen Menschen berücksichtigen.

Würde man den Inhalt eines Dramas durch eine charakteristische Linie ausdrücken können, so muss eine ebenso charakteristische Linie für die Darstellung die erste wiedererkennen lassen. Mehr ist nicht nötig.

Eine Inszenierung, die die Phantasie des Publikums ausschaltet, (indem sie sie völlig befriedigt) ist doktrinär. Nur eine Inszenierung, die die Phantasie möglichst in Anspruch nimmt (indem sie nur „anregt“) ist künstlerisch.

Zur Physiologie der Frivolität

Von Dr. Heinrich Pudor

Kindlichkeit und Frivolität scheinen einander auszuschliessen; im Knaben- und Mädchenalter ist Frivolität fasst gar nicht vorhanden, schon deshalb, weil sie geschlechtliche Bewusstheit voraussetzt. Sie kann erst mit der Mannbarkeit eintreten. Nun können wir aber beobachten, dass sie desto stärker auftritt, je schneller sich die Mannbarkeit erschöpft. Das Wachstum der Frivolität hält gleichen Schritt mit der zunehmenden Betätigung des Geschlechtstriebes. Die Frivolität ist etwas durchaus sekundäres: die Aeusserung des Geschlechtstriebes a posteriori. Schwerlich wird ein Mann vor der Betätigung des sexuellen Triebes im Zustande seiner Vollkraft frivol sein. Frivolität ist dem Kindhaften, der absoluten Keuschheit kontradiktorisch entgegengesetzt, insbesondere auch der relativen Keuschheit. Mit anderen Worten: die Frivolität nimmt umsomehr zu, je mehr sich der Mensch dem physischen Unvermögen nähert. Sie ist das Katzenjammerspiel des Geschlechtstriebes. Ihre Aeusserungen entstehen aus dem Bewusstwerden des beginnenden Unvermögens. Dies trifft wenigstens bei jener Frivolität, die als orginale und logische Aeusserung des menschlichen Organismus zu nehmen ist, zu, allerdings wird sie heute ebenso häufig vorgeschauspielert.

Frivolität setzt demnach eine Gefühlslauheit und Empfindungsabnahme voraus, zum mindesten in geschlechtlicher Beziehung. Eine andere Frage ist es, ob diese geschwächte Gefühlswärme bloss das geschlechtliche Gebiet angeht, oder ob sie absolut ist; mit anderen Worten: ob die Minderung oder Vernichtung der sexuellen Kräfte auch Gefühls-Impotenz voraussetzt. Diese Frage muss bejaht werden; Menschen, die ihre geschlechtliche Kraft verwüsten, nützen notwendig auch ihr gesamtes Empfindungsleben, ihre Empfindungsfähigkeit ab: Herz, Lunge, Gehirn, Blut, Nerven werden gleichmässig abgebraucht — allerdings spielen Anlage und Vererbung auch hier eine entscheidende Rolle. Noch charakteristischer aber als die Empfindungslauheit des frivolen Menschen ist seine vollkommene Bewusstheit des geschlechtlichen Zustandes. Ist die Ebbe der geschlechtlichen Empfänglichkeit eingetreten, dann wird das Bewusstsein des Geschlechtstriebes wach: was an instinktivem Gefühl verloren geht, gewinnt der rüde Verstand: die rein äusserlichen Verstandeskräfte suchen den Mangel an Empfänglichkeit, an Gefühlswärme, Keuschheit, Triebkraft zu ersetzen. So entsteht ein raffiniertes Geschlechtsbewusstsein. Oder physiologisch ausgedrückt: Im Zustande der Keuschheit sind alle die tausend Gefässe des Gehirns mit Blut gesättigt. Wird der Geschlechtstrieb wach, dann beginnt das Blut im Gehirn sich zu erhitzen, zu gähren und zieht sich nach den Körperteilen hin, die in Tätigkeit treten. Wird nun der Geschlechtstrieb nicht übermässig ausgeübt, so verbleibt immer noch eine genügende Blutmenge im Gehirn: das Bewusstsein bleibt umdämmert. Dieser Zustand ist für den Geschlechtsakt der günstigste, da alsdann die Umnachtung des höheren Bewusstseins den ganzen Menschen in ihm aufgehen lässt. Ist dagegen die Vollkraft, die Empfänglichkeit schon erschöpft, der Geschlechtstrieb schon sehr stark betätigt worden, so ist der Blutreichtum des Gehirns sehr stark angegriffen; bei jedem neuen Geschlechtsakt wird dem Gehirn aufs Neue Blut entzogen. Indessen nun das Blut nach den tiefer liegenden Teilen des Körpers drängt, tritt eine relative Blutleere im Gehirn ein. Absolute Blutleere würde den Stillstand des Lebens bedeuten. Dem aber beugt das Leben selbst vor: das Gehirn, das nur noch soviel Blut bewahrt, als zur Erhaltung des Lebens nötig ist, gibt keines mehr ab: so entsteht das sexuelle Unvermögen. Kann dagegen noch genügende Säfteabfuhr stattfinden, ohne dass das Gehirn sonderlich gefährdet wird, so findet der Geschlechtsakt bei relativ wachem Bewusstsein statt; an die Stelle der Natürlichkeit tritt geschlechtliche Raffiniertheit. Diesem Zustand entspringen in geistiger und seelischer Hinsicht Frivolität und Cynismus.

Wir können aber feststellen, dass Frivolität und Cynismus Folge-Erscheinungen einer übermässigen Betätigung des Geschlechtstriebes sind, dass sie nur bei zurückgehender Fähigkeit zu aktiver Geschlechtlichkeit möglich erscheinen, dass sie in ihrer Entwickelung Schritt halten mit der relativen Blutarmut im Gehirn, dass sie also nicht etwa Anzeichen eines Blütezustandes einer sublimierten Kultur sind, sondern auf Verfall, Niedergang, Auflösung weisen, mag man das nun Dekadenz, Degeneration nennen oder sonstwie. Ich setze die Kenntnis voraus, dass der menschliche Zeugungsstoff aus dem menschlichen Blute bereitet wird und dass das Reservoir für die Bereitung dieses Stoffes im Gehirn liegt. Jeder, der auf sich selber achtet, kann beobachten, dass der Zustand geschlechtlicher Empfänglichkeit im Kopf, im Gehirn seinen Ausgang hat. Das sexuelle Fieber beginnt im Gehirn: der

Gährungszustand im Gehirn erzeugt das geschlechtliche Vermögen. Daher zeigen bei vielen Menschen der Kopf und das Gesicht weit eher Verfalls-Spuren als der übrige Körper. So erklärt sich die Verwüstung des menschlichen Antlitzes bei geschlechtlich ausschweifendem Leben.

Im Leben der Menschheit hat der Geschlechtstrieb, soweit uns bekannt ist, stets als etwas Begehrenswertes, Wünschenswertes, sogar Anerkennenswertes gegolten. Und da seine Betätigung einen Genusswert darstellt, war man von jeher bemüht, die Ausübungsfähigkeit dieses Triebes für eine möglichst lange Zeit des Lebens zu erhalten. Die Genussbegierde, stets aufs Neue angestachelt, fand in der physischen Ermattung keine Grenze und wurde über die Erschlaffung der Sinne hinaus rege erhalten. Das, was vordem genügt hatte, geschlechtsbereit zu machen, konnte nur noch einen — Witz hervorlocken. So entstand das, was man Frivolität nennt. Je intensiver sich die Geschlechtsmüdigkeit hervordrängt, desto reichlicher ist Grund zur Frivolität gegeben. Als Ergebnis einer sexuellen Abgespanntheit ist sie also etwas durchaus Logisches: das folgerichtige Produkt und die Begleit-Erscheinung jener geschlechtlichen Ernüchterung, die sich auf zerebrale Austrocknung zurückführen lässt: Frivolität ist weniger eine geistige als eine physische Blamage, sie verkündet eine geschlechtliche Verarmung und Unfruchtbarkeit. Man kann beobachten, dass Menschen, die zur Frivolität neigen, an Frische und Reichtum des Intellekts und des Gemütes ebensoviel zu wünschen übrig lassen, wie an geschlechtlicher Empfänglichkeit und sinnlicher Kapacität. Der Frivole ist unter Umständen noch genussfähig, aber die gewöhnlichen Reize vermögen ihn nur zu einem „Bonmont“ anzuregen: er wird cynisch. (Das Wort „cynisch“ will das gemein Tierische, „Hündische“ eines solchen Zustandes bezeichnen, obwohl solche Zustände unter Tieren weit seltener zu finden sind als unter den Menschen.) Die Erinnerung an die Freuden des Geschlechtsaktes, die Tradition und Konvention, die sogar hier eine Rolle spielen, erwecken in ihm stets wieder den Drang nach neuen Genüssen. Nun setzt aber der geschlechtliche Genuss überströmendes Gefühl, Empfänglichkeit, Erregbarkeit voraus. Der Frivole dagegen ist im Grunde stets ernüchtert, kühl, gleichgiltig: er muss daher nach einer künstlichen Aufstachelung des Gefühlslebens verlangen, so oft er sich Befriedigung holen will; der Geschlechtsakt kann nicht mehr auf natürlichem Wege betätigt werden: die Fähigkeit wird also gewaltsam erzwungen.

Schon wieder der Meyer

Die Franzosen werden tiefer,
Und die Deutschen — täglich flacher
Nietzsche

Solange nicht ein einheitliches „Klassenbewusstsein“ die freien Berufsstände gegen die „Festbesoldeten“ eint; solange der Dienst bei den Idealen der Wahrheit und Schönheit nicht von seinen Pflegern selbst jeder Tätigkeit in „des Königs Rock“ gleichberechtigt erachtet wird — so lange kann man es den Mandarinen nicht verdenken, wenn sie ihre Werturteile lieber nach der Zahl der Pfauenfedern bemessen als nach der Kraft des Kopfes, der sie trägt — oder nicht trägt!

Zu guter Letzt platzt noch dieser Satz wie eine Granate in die verwirrten Gedankenreihen. Es ist das Wort gefallen: Von dem Dienst bei den Idealen der Wahrheit und Schönheit. Literaturwilderer schiessen zum Besten ihrer Beute. Unter dem Strich des Tageblattes kämpft der Professor Meyer auf Vorposten für das „Klassenbewusstsein“ der freien Berufsstände.

Es muss immer etwas gehoben werden. Unzählige verharren beständig in gebückter Stellung, um nur, ob sie auch mit einem geistigen Leistenbruch behaftet sind, zuzufassen und zu „heben“. Und die Hebung auch der offiziellen Geltung unserer sonst glücklicher Weise in der ganzen Welt mehr als manche Exzellenz geschätzten Forscher, Künstler und Dichter muss von ihnen selbst ausgehn“. Denn:

Auch unter den deutschen Gelehrten gilt der „Professor“ unbesehen mehr als der „Privatgelehrte“ und hiesse er Charles Darwin, der in Amt und Würden stehende Schriftsteller mehr als der „freie“, und wäre es ein Voltaire.

Wie heissen die in Amt und Würden stehenden Schriftsteller, die bei uns mehr gelten als die „freien“? Auburtin und Rudolf Lothar? Oder Moszkowsky und Rudolf Presber? Allerdings stehen sie in Amt und Würden, aber sie gelten „bei uns“ nicht mehr als die freien Max Dreyer, Rudolf Stratz, Rosegger u. a. m. Dass sie im Auslande „glücklicher Weise“ mehr geschätzt werden als manche Exzellenz, spricht nur für die Lakaiendienste, die sie und die Presse sich gegenseitig erweisen. Die freien. Einen Dichter, der auch Exzellenz war, hatte Deutschland schon. Und der Professor Meyer behält recht. Die französische Regierung hat vor geraumer Zeit dem „freien“ Schwankautor Kurt Kraatz die Palmen der Akademie verliehen.

Wie sollten da nicht hierzulande periodisch Anregungen zur Schaffung einer Akademie auftauchen, einer offiziellen Vertretung innerhalb der „Schriftstellerwelt“ selbst:

Aber eine Akademie, die in Berlin oder München oder Weimar ohne Marie v. Ebner und Enrica v. Handel-Mazzetti, ohne Stefan George und Hofmannsthal, ohne Richard Dehmel und Paul Heyse begründet würde, schwebte von Anfang an in der Luft.

Nicht weniger als das, wenn sie nicht die diversen aufgepumpten Literaturgrössen bis zum Platzen füllen könnten. Die Möglichkeit, dass Richard Dehmel die Ehre fliehen könnte, Ruhm der Unsterblichkeit an der Seite der Handel-Mazetti zu dulden, zieht der Herr Professor gar nicht in Frage. Sein kitschiger Traum von der „idealen“ Mitgliederliste einer deutschen Akademie wird schon gar manchen „Waffenbruder“ nicht schlafen lassen.

Es ist nicht genug, dass Presse und Professoren ephemere Erscheinungen in der Literaturwelt zu Typen von Dauer und Bedeutung festlegen. Es soll auch noch eine Akademie diesen ewigen Rekruten im „Dienste bei den Idealen der Wahrheit und Schönheit“ den hohen Rang der Unsterblichkeit verleihn. Nicht eine einzige Exzellenz soll um solchen faulen Zauber hingegeben werden. Nicht eine Pfauenfeder um ein vereinigtes — ein organisiertes Radschlagen der Kollegen. Und nur ein Professor, namentlich wenn er Meyer heisst, kann pathetisch fragen: ob man glaubt, „dass unsere Geburts- und Berufsaristokratie je den Ehrgeiz hegen würde, einen Platz zu haben in einer vielseitigen Vertretung aller Richtungen durch alle Talente, einem Hause, darin neben Clara Viebig und Gerhart Hauptmann Erich Schmidt und Wilamowitz, neben Dryander und Naumann Maximilian Harden und Alfred Kerr sässen.“

Goethes Wort: die Unsterblichkeit ist nicht jedermanns Sache, nachtrauernd, würde Erich Schmidt an Clara Viebigs Seite resigniert der „Unsterblichkeit“ leben. Und schon gar nicht fragwürdig bleibt es, dass ein deutscher Fürst oder Graf — und es muss gar kein bestimmter sein — der Frohmühe nicht denken wird, Platz sich zu küren im Edelkreis geiststarker Hochfrauen und Tatmänner.

Joseph Adler

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich Ungarn / I. V.: Oskar Kokoschka

Druck von Hermann Blanke's Buchdruckerei, Berlin C. 54, Kleine Rosenthalerstrasse 9